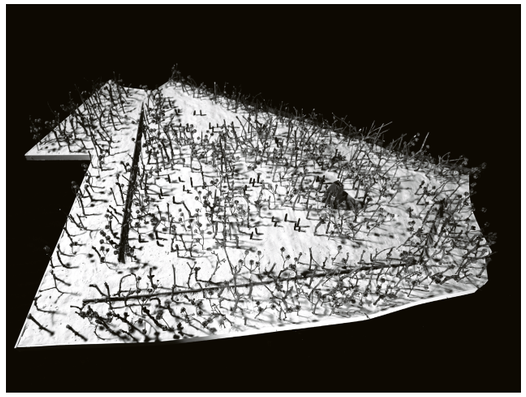
ıtlicht II

**ıionen haben die unterschiedlichsten Bestat-
sformen, Regeln und Rituale hervorgebracht.
ı wie sieht ein Friedhof jenseits von Religion
- ein Friedhof für Atheisten? Vielleicht sind es
lementaren Dinge, die alle anzusprechen
ıögen: Wald, Luft, Wärme, Licht … ein Knistern.**

eter am Rande Thalwils berührt den Sihlwald, der,
ette bedeckend, den prägenden Horizont aus-
im Entwurf ‹weitergezogen› wird. Für den Friedhof
sgewählte Arten der im Buchen-/Laubmisch-
ommenden Bäume angepflanzt. An den Rändern
cks Lärm- und Sichtschutz, bilden sie im Innern
ichtungen aus. Jede wird von einer anderen
haraktterisiert. Ein weiteres Mittel zur Abgrenzung
, geradlinige Mauern aus schwarzem Beton,
ıdlich in ihrem Verhältnis zum leicht geneigten Ter-
nd offene Segmente; auf geschlossene Torsitua-
d verzichtet. Stattdessen werden die Wege bis zum
etz verlängert und verbinden hier neu Siedlung
und Wald. Die Herausforderung eines atheistischen Fried-
hofes ist es, dem Gedenken eine Form zu verleihen,
die unabhängig von religiösen Symbolen funktioniert. In die-
sem Entwurf wird die Stelle, wo die Totenasche zur Erde
gefunden hat, mit einer Skulptur aus verkohltem Holz und im
Feuer geschmolzenen Zinn markiert. Die Anfertigung
dieser Skulptur ist als kollektives Ereignis Teil des Bestat-
tungsrituals. Der konkrete Ort innerhalb der Lichtungen kann
von den Betroffenen frei gewählt werden. Ein brennendes
Feuer ist auch Zentrum des Gedenkraumes – am Feuer
kommt man zur Ruhe, spürt Wärme, schöpft Trost, nimmt Ab-
schied oder teilt mit anderen Menschen Erinnerungen
und Hoffnungen.



Schwellen III

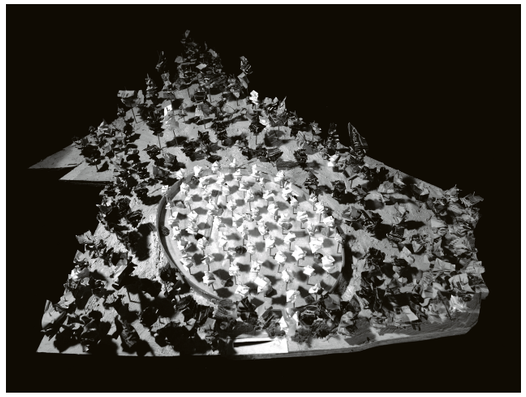
**Der Friedhof ist Schwelle im doppelten Sinn:
Auszeichnung eines Ortes und Umfriedung eines
Feldes. Eine zweichfach geknickte Wand ist
zentrale Geste des Entwurfs. Die traditionelle Erd-
bestattung ist und wird topografisches Ereignis.**

Die Beisetzung selbst kann als topografisches Ereignis verstanden werden: das Graben – das Grab. Im vorliegenden Fall wird dies noch betont durch die Topografie des Perimeters. Die leicht ansteigende Feuchtwiese liegt zwischen Waldrand, Wohnzone 2, Industrieareal und Landstrasse. Das über die ganze Tiefe des Baufelds um sieben Meter ansteigende Gefälle wird zum Anlass dafür genommen, eine spezifische räumliche Situation zu schaffen. Eine Wand in der Mitte des Baufelds, zweifach geknickt, macht Abgrabung unterhalb und Aufschüttung oberhalb möglich. Die dadurch geschaffenen Ebenen bilden einen Kontrast zum natürlichen Gefälle: der so ausgezeichnete Ort ist der Ort der Bestattung. Den räumlichen Abschluss der Bestattungsfelder bilden zwei Wasserspiegel, die zweifach als Schwellenmomente fungieren: Sie zeichnen die horizontale Ebene nach und regeln die Zugänglichkeit. Graben und Aufschütten bilden auch das Leitmotiv für die Gestaltung der Grabfelder. In der unteren Ebene sind die Urnen in den steinigen Boden eingelassen und die dichte Bepflanzung mit Feldahorn verweist auf den städtischen Kontext weiter hangabwärts. Im oberen, erdreicheren Grabfeld werden die Särge in den Boden eingegraben und grosse, frei gesetzte Kastanien und Hainbuchen treten mit dem nahen Waldrand in Dialog. Zwischen den beiden Feldern und dem alten Schützenhaus, das umgenutzt und umgebaut wird, führen gemähte, geschwungene Wege durch die Friedhofsanlage und eröffnen ständig neue Blicke auf den Friedhof selbst, auf das Dorf, das Limmattal und die Alpen.

nstergräber IV

**eschlossener Garten in einem Wald. Gefasst
h eine hohe Mauer, in die Fensteröffnungen ein-
ssen sind. In diesen befinden sich die Gräber.
h diese hindurch erscheint der Wald als gerahm-
ısschnitt, als persönliches Bild.**

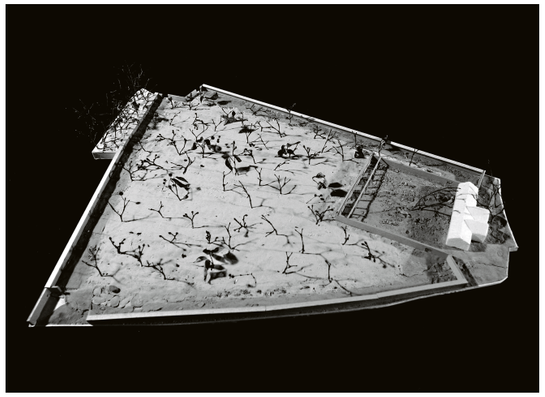
ıof erscheint, aus dem suburbanen Strassenraum
ıl betrachtet, als Erweiterung des bestehenden
r Laubmischwald wird auf den Perimeter
d erweitert und zur Parzellengrenze hin mit Sträu-
lichtet. Der Wald und der darin eingeschlossene
garten scheinen unzugänglich. Der Eingang
ich etwas versteckt an der östlichen Strassenseite
ber eine Rampe durch eine gebogene, unter-
Passage zu einem Lift und einer Wendeltreppe.
an diese taucht man plötzlich in einem isolierten
. In diesem Garten stehen 61 neugepflanzte
f einer hangwärts geneigten Ebene, orthogonal
t. Im Schattenwurf der Baumkronen liegen 18 ins
ingesetzte Findlinge, ebenfalls im Raster angeordnet, das jedoch zum Raster der Bäume verdreht ist. Durch die Überlagerung dieser zwei Raster, die keiner Richtung Vorzug geben, entsteht ein hierarchieloser Raum. Dieser wird von einer vier Meter hohen Mauer ellipsenförmig gefasst. Die als Betonwand ausgeführte Mauer erhält eine rhythmische Gliederung durch die Abfolge unterschiedlicher Fensteröffnungen, durch die der dahinterliegende Wald durchscheint. Es gibt sechs verschiedene Fenstertypen, die den Ausblick auf den Wald je anders und individuell rahmen. Die Urnen sind in den Sims der Fensteröffnungen eingelegt. Die Fenstergräber eröffnen somit spezifische und unterschiedliche Ausblicke in den Wald – sie werden zu Rahmen für individuelle Grabbilder.



Obstgarten V

**Der Friedhof ist ein Garten, geschützt durch eine
Mauer entlang der Grundstücksgrenzen. Im
Innern folgen ihr Urnengräber und schaffen so in der
freien Mitte Raum für einen Obstgarten. Der
ehemalige Schiessstand wird zum Gemeinschafts-
saal und Ort des Abschieds.**

Auf der ehemaligen Schützenwiese entsteht ein neuer Friedhof als Erweiterung des bestehenden Friedhofs von Thalwil. Eine Mauer verläuft entlang der Grundstücksgrenze und definiert durch Vor- und Rücksprünge unterschiedliche Bereiche. Maueröffnungen an den Perimeterenden schaffen Zugangshöfe zum Friedhof, die gleichzeitig Filter zwischen Wald, Dorf und Bestattungsort sind. Im Innern des Friedhofs sind der Mauer entlang Urnengräber angeordnet. Diese kompakte Bestattungsform ermöglicht es, das mittige Feld des Friedhofs frei von Grabstätten zu halten und schafft Raum für eine Streuobstwiese. Zwischen Obstbäumen unterschiedlichster Art verbinden Trampelpfade die verschiedenen Bereiche des Friedhofs und verschaffen Zugang zum Wald. Der ehemalige Schiessstand auf der dem Wald gegenüberliegenden Seite wird zu einem Gemeinschaftssaal umgebaut. Er wird zum Bindeglied zwischen Friedhof und Gemeinde. Mit dem angrenzenden Hof und der Pergola dient er als Ort um zusammenzukommen und Abschied zu nehmen.



Nr. 7

Position ⟨Thalwil⟩

Position I
Worüber man nicht sprechen kann –
Professur Günther Vogt

Position II
Glutlicht –
Rahel Affolter, Pauline Bach

Position III
Schwellen – Christian Portmann, Angela Schütz

Position IV
Fenstergräber –
Demian Peper, Hermes Killer

Position V
Obstgarten – Lucrezia Vonzun, Dominic Wohlgemuth

Position VI
Xystum –
Anna Salvioni, Eric Kilchherr

Position VII
Abacus – Isabelle Fischer, Dominik Thurnherr

Position VIII
Kaleidoskop –
Nicolas Rüegg, Andrea Zarn

Position IX
Parkwald –
Samantha Fischer, Besa Zajmi

Position X
Wald und Lichtung –
Botian Li, Fabian Willi

Position XI
Die letzte Stadt – Eliane Della Gola Bigliotti, Daniela Risoli

Position XII
Orbis –
Marc Jeitziner, Daniel Sigrist

Position XIII
Grabhäuser im Wald –
Fabio Bernasconi

**Beziehen Sie Position unter
www.position.la**

Pairi-daeza: Schwelle Friedhofsentwurf in Thalwil

Der Begriff ‹pairi-daeza›, persisch für ‹eine Mauer, die einen Garten umschliesst›, ist Ausgangspunkt für eine Wahlfachreihe, die landschaftsarchitektonische Grundelemente und -typen erörtert. Die Themen des Zyklus sind Umgrenzung, Schwelle, Wasser, Vegetation, Topographie, Choreographie und Metapher. Dieses Semester widmete sich dem Thema Schwelle, wobei die Studierenden einen Friedhof in Thalwil entwarfen. Der Perimeter umfasst die heutige Schützenwiese in Waldesnähe. Der ehemalige Schiessstand ist ausser Betrieb und steht zur Disposition. Religionsgemeinschaft und Bestattungstypus sowie weitere bauliche Infrastrukturen waren frei wählbar. Während die Studierenden im Wahlfach einen Friedhof für das sterbende ‹man› entwarfen, ging es in der Wahlfacharbeit um den Entwurf der eigenen letzten Ruhestätte, um eine Vorstellung des Unvorstellbaren. Diese Entwürfe bleiben privat und sind nicht Teil dieser Zeitung.

Bild oben links: Carlo Scarpa: Tomba Brion.

Impressum

Herausgeber
Professur Günther Vogt,
ILA Institut für Landschaftsarchitektur, ETH Zürich
www.vogt.arch.ethz.ch

Redaktion
Rebecca Bornhauser

Autoren
Autorschaft für Positionstext I: Rebecca Bornhauser;
Autorschaft für Positionstexte II-XIII und die abgebildeten Modelle liegt bei den jeweiligen Studierenden

Konzept und Gestaltung
Professur Günther Vogt und Samuel Bänziger,
www.baenziger-hug.com

Dank
Departement Architektur der ETH Zürich, allen Studierenden des Wahlfachs ‹Pairi-daeza: Schwelle› im Herbstsemester 2013.

Vertrieb
Professur Günther Vogt

Copyright
Alle Rechte vorbehalten.
Kein Teil dieser Zeitung darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie oder einem an- deren Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet werden.

Gedruckt in der Schweiz, 2015, Auflage 500 Ex.

Position ⟨Thalwil⟩ – Oktober 2015 – Nr. 7

I–XIII

Worüber man nicht sprechen kann

Der Tod, vor allem der eigene, ist ja eines dieser grossen Themen, über die man lieber schweigt – und das nicht ohne Grund. Das Schweigen scheint angesichts des Todes in doppeltem Sinne gerechtfertigt: Einerseits ist das Schweigen selbst die Sprache der Toten, kann also als vorgreifende Sprechübung verstanden werden, andererseits ist es, Wittgenstein folgend, überall dort angebracht, worüber man nicht sprechen kann. Was beim Tod in höchstem Masse der Fall zu sein scheint. Es ist deshalb so schwierig, weil uns die eigene Erfahrung fehlt und man auch nicht von den Erfahrungen der Anderen profitieren kann. Wieso also all dieses Gerede über den Tod? Für die nüchternen Pragmatiker liefert Epikur die beste Begründung, weshalb wir uns nicht mit dem Tod beschäftigen sollen: «Denn solange wir existieren, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, existieren wir nicht mehr.» Für die philanthropischen Romantiker hält Thomas Mann im ‹Zauberberg› die passende Ausrede bereit: «Der Mensch soll um der Güte und Liebe willen dem Tode keine Herrschaft einräumen über seine Gedanken.»
Nun, Epikur hat dann Recht, wenn man den Tod als Augenblick des Todes versteht, aber nicht dann – und erst da wird es interessant – wenn man ihn als Schwelle begreift. Zumal sich der Zeitpunkt des Todes selbst durch die neuen medizinischen Errungenschaften immer wieder verändert hat bis er letztlich mit der maschinellen Möglichkeit, Todgeweihte künstlich am Leben zu erhalten, selbst zur Schwellenphase ausgedehnt werden konnte. Wenn man den Blick also auf das Vorher und Nachher des Todeszeitpunkts richtet, auf die vielfachen Übergangsphasen und die damit verknüpften Vorstellungen, Riten und i
Manifestationen, weitet sich das Thema se
wohl zu einem, das der Beschäftigung loh
es sich doch als Kristallisationspunkt von
Kultur, Geschichte, Städtebau, Landschaft
tektur und Architektur lesen.
Zudem ist wohl gerade dieses Nicht-Wiss
was den Tod und sein Danach betrifft, seit
jeher Anreiz für die menschliche Spekulat
und macht es damit verbunden auch, forc
durch die Angst vor diesem Unvorstellbare
leistungsfähigen Druckmittel seitens der
Religionen. Die Vorstellungen vom Jenseit
gen nicht nur unseren jeweiligen Umgang
den Toten, sondern beeinflussen auch sch
Leben im Diesseits. Glaube ich an den ew
Kreislauf der Dinge und meine Wiedergeb
eine leidvolle Gegenwart vielleicht erträgli
Die Hoffnung erfährt eine raumzeitliche Ve
bung vom Diesseits ins Jenseits oder in e
späteres Diesseits. Glaube ich an das jüng
richt und die Aufteilung in Gut und Böse, H
und Hölle, bin ich vielleicht meinen gegen
Taten gegenüber abwägender angesichts
bis in alle Ewigkeit währenden Konsequen
Und habe ich nicht, wie die Mystiker, das G
das Paradies schon im Hier und Jetzt zu fi
vertröste ich mich mit dem Später, mit der
nach dem Tod. Der Tod und das Jenseits k
also nicht nur Anlass zur Angst, sondern a
Grund zur Hoffnung sein. Und wer weiss, w
darf man sich die Toten, Urs Widmer folgen
sogar als heitere Gesellen vorstellen (vgl.
Widmer: Die heiteren Toten).
Es scheint, als würde die Vielfältigkeit dies
Schwellen im Zusammenhang mit dem To
sich umgekehrt proportional zum Fortschr
Zivilisation verhalten. Die alten Griechen k
sogar noch mehrere Stufen der Unterwelt,
durch Ströme getrennt waren, die es zu pa
galt. Der Tote hatte eine Angliederungszeit
Totenreich zu durch›leben›, die im Glauben
ver Völker oftmals mit einer beschwerlichen Reise verbunden war, zu welcher der Tote von den Lebenden mit dem nötigen Rüstzeug in Form von Grabbeigaben ausgestattet wurde. Auch die Lebenden hatten mehrere Übergangsphasen zu bestehen: Die Trauerzeit umfasste verschiedene, zeitintensive Abschiedsrituale, die oft auch von der ganzen Gemeinschaft mitgetragen wurden. Heute lebt man zwar länger, stirbt aber schneller. Spätestens mit der Ganztodtheorie wurden die Schwellenphasen denn auch halbiert, man stirbt nicht mehr dualistisch getrennt, sondern auf einen Schlag ganz als Leib und Seele, so dass nicht beide Bestandteile unterschiedliche Schwellenphasen durchlaufen müssen. Auch der Leib kann durch die Kremation von der Übergangsphase zur Erde befreit werden, die früher, je nach Bodenbeschaffenheit, sehr lange andauern konnte. Und zu guter (oder schlechter?) Letzt wird heute – zumindest offiziell – auch schneller getrauert: «In den USA wurde die Trauerzeit einer Witwe 1927 mit drei Jahren beziffert. Bereits 1950 schrumpfte diese Zeit auf drei Monate, und 1972 wurde der Zeitpunkt, ab dem man wieder versuchen sollte, ein normales soziales Leben zu führen, auf eine Woche nach der Beerdigung veranschlagt. Heute werden in den meisten US-amerikanischen Unternehmen die Angestellten im Falle des Todes von Ehepartner, Eltern oder Kinder für 72 Stunden freigestellt. Bei Todesfällen am Wochenende verkürzt sich die Zeit gar auf 48 Stunden.»[1]
In der Moderne wird also zunehmend nicht nur der Tod verdrängt, auch die Toten werden verdrängt. Dem war und ist allerdings nicht immer und überall so. Bei den Ägyptern war der Tod gar Anlass zur Stadtgründung – die Stadt wurde an dem Ort gebaut, wo der Pharao sein Grab zu errichten wünschte – und im Mittelalter wurden die Toten in der Kirche selbst oder in unmittelbarer Nähe im Kirchhof beigesetzt und nahmen so eine zentrale Stellung im Leben der Gemeinde und in der Stadt ein. Der ‹Schwarze Tod› begründete dann bereits im ausgehenden Mittelalter – verbunden mit einer Stigmatisierung der Friedhöfe als unhygienisch und krankheitserregend – eine Entwicklung, die bis in die Neuzeit anhält: Der Friedhof und mit ihm die Toten rücken immer weiter in die Ferne, aus dem Stadtzentrum hinaus aufs freie Feld. Bis sie heute von der wachsenden Stadt vielerorts wieder eingeholt und ihr einverleibt werden. Der Friedhof ist seinem Wortsinn nach der eingefriedete Hof – also gleichsam das Pairi-daeza-Thema schlechthin. Die Einhegung des Hofes für die Toten hatte sowohl rechtliche al
auch kultische Bedeutung und diente den
chen Schutz: einerseits schützte die Fried
mauer die Ruhe der Toten vor der Aussenw
dererseits wurde Letztere aber auch vor d
Toten geschützt. Dass sich die Bezeichnu
hof nebst früheren Begriffen wie Leichhof
garten oder Gottesacker durchgesetzt hat
aber eher einem etymologischen Missver
zu verdanken, das sich wohl aus einer ass
Klangverwandtschaft wie auch aus einem
logischen Wunschdenken erklären lässt. D
hochdeutsche Bezeichnung ‹Friedhof› od
hof› wurde als Hof des Friedens verstande
oder als freier Hof, darin die Toten von alle
befreit sind oder noch versprechender als
hof – die bevorstehenden Himmelsfreude
ankündend.
In südlichen Kulturen waren die Friedhöfe
stets nicht nur Teil oder nicht Teil der Stadt
ren selbst Stadt: die Stadt der Toten oder
andere Stadt, wie sie Carlo Scarpa bezeic
oder eben der andere Ort oder Raum, wie
Foucault beschreibt. Die Verbannung des
hofs aus der Stadt aufs Feld öffnete gleich
zeitig aber auch neue Perspektiven. Eine
mit der Landschaft wurde möglich, der Fri
den Wald integriert oder selbst zum Park,
Totengarten zum Landschaftsgarten. Heut
neut eine Auswanderung der Toten zu beo
«Sie emigrieren inzwischen nicht nur aus
Städten, sondern auch aus den Friedhöfe
selbst»[2], wie Thomas Macho es treffend fo
Wohin? Sie werden in den Äther verstreut,
den realen oder virtuellen. «Offenbar brau
individualisierte Tote keine öffentliche Kno
residenz mehr.»[3]
Wir wollen trotzdem eine entwerfen, weil w
virtuellen Friedhof im Internet nicht als val
satz erachten und auch die Weltraumbest
wohl kaum zum Kassenschlager werden w
Wie der Friedhof in Thalwil letztlich aussel
welche Religion er beheimaten soll, lasse
offen. Respektive wir lassen mit Kundera g
chen die Wahl: ob der Friedhof letztlich de
für einen Spaziergang ist, schön wie ein W
lied, oder ein hässlicher Schuttplatz für Kr
und Steine. Denn dies liegt nicht nur im Au
des Betrachters, sondern auch in der Han
Entwerfers.

1 Basil Rogger: Über die schleichende Abschaffung des Todes und die
Friedhöfe, in: Museum Bellevue (Hrsg.): Friedhof: Design, Verlag Mus
2005, S.147.
2 Thomas Macho, Kristin Marek (Hrsg.): Die neue Sichtbarkeit des Tode
Wilhelm Fink Verlag 2007, S.14.
3 Ebd. S.15.

«Wenn man dagegen nicht mehr ganz sicher ist, ob man eine Seele besitzt, und wenn man nicht recht weiss, ob man wieder auferstehen wird, muss man vielleicht grössere Aufmerksamkeit auf die sterblichen Überreste verwenden, die letztlich die einzige Spur unseres Daseins in der Welt und unter den Worten darstellt.»

Michel Foucault:
Von anderen Räumen

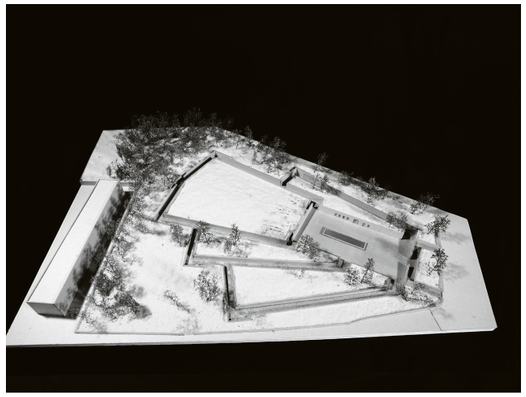
«In Böhmen gleichen die Friedhöfe Gärten. Auf den Gräbern wachsen Gras und bunte Blumen. Bescheidene Grabsteine stehen versteckt im Grün der Blätter. Wenn es dunkel wird, sind die Friedhöfe übersät mit brennenden Kerzen, man könnte meinen, die Toten gäben ein Kinderfest. Ja, ein Kinderfest, denn Tote sind unschuldig wie Kinder. Das Leben mochte noch so grausam sein, auf den Friedhöfen herrschte immer Frieden. Im Krieg, unter Hitler, unter Stalin, während aller Okkupationen. Wenn Sabina traurig war, setzte sie sich ins Auto und fuhr weit weg von Prag, um auf einem Dorffriedhof, den sie besonders liebte, spazierenzugehen. Diese Friedhöfe vor dem Hintergrund blauer Hügel waren schön wie ein Wiegenlied. Für Franz war der Friedhof ein hässlicher Schuttplatz für Knochen und Steine.»

Milan Kundera:
Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins

stum VI

s Terrain eingegraben greift der Friedhof wie Hand in die Landschaft. Dadurch entstehen zwei ıen: Eine Weiterführung der Waldlandschaft trassenniveau und nur fein erkennbar die ver- Gassenstruktur des Friedhofs.

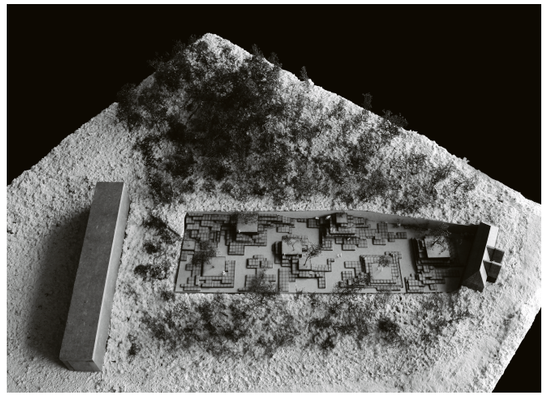
erschliessung der Friedhofsanlage erfolgt über die von welcher auch der Schiessstand betreten ı der Strasse gelangt man über eine Freitreppe auf egende Niveau des Friedhofs. Dieses Herab- deutet die Schwelle an zwischen der Stadt der Le- ıd der Stadt der Toten. Man gelangt auf einen on Betonmauern gefassten Platz, auf dem einzig hern des Brunnens die Stille durchbricht. Von ı fünf Gassen aus, welche die Höhenlinien des be- ı Terrains nachzeichnen (vgl. lat. xystum = offener enade, Terrasse). Während die Schritte des ; auf dem Betonboden des Versammlungsplatzes ar sind, schafft der Kiesboden der Gassen akustische Wahrnehmung. Die Mauern der unter- schiedlich hohen Gassen sind Betonstrukturen, welche mit Naturstein gefüllt sind. In diese Mauern werden die Urnen platziert als Ersatz für die Natursteine, die herausgenommen und vor den Mauern hingelegt werden. Dadurch verändert sich mit der Zeit der Querschnitt der Gassen.
Von aussen, vom Strassenniveau aus, ist die Friedhofsanlage nicht als solche erkennbar, sondern es entsteht das Bild einer terrassierten Landschaft. Auf dem Dach der durch die Gassen gebildeten Inseln breitet sich im Laufe der Zeit Waldvegetation aus, so dass der Friedhof als Erweiterung der Silhwaldlandschaft gelesen wird. Einzig die grosse Insel in der Mitte bleibt als Lichtung und Ort für Erdbestattungen frei von Vegetation. Die anderen Inseln bieten die Möglichkeit, die Asche der Toten im Wald zu verstreuen.



Abacus VII

Eine Ebene wird ins Terrain eingegraben, auf ihr türmen sich die Grabplatten, die mit der Zeit vermoosen und vom nahen Wald erobert werden. Jedes Grab wird somit Baustein einer neuen, künstlichen Topografie, die zur Natur zurückfindet.

Der neu entstehende Friedhof wird als Erweiterung des bestehenden christlichen Friedhofs in Thalwil verstanden. Somit kann auch dessen Infrastruktur, wie zum Beispiel das Krematorium, mitgenutzt werden. Der neue Friedhofsteil auf dem Perimeter in Waldesnähe wird dabei ausschliesslich für Urnenbestattungen konzipiert. Um sich der direkten Nachbarschaft von Wohnhäusern, Industrie und Hauptstrasse zu entziehen wird der eigentliche Entwurfs-perimeter um 25 Meter zur Parzellengrenze nach innen versetzt. Das Terrain wird auf Niveau der Zürcherstrasse geebnet und auf der westlichen Seite des Perimeters nimmt eine Stützmauer, die direkt an das umgebaute Schützenhaus anschliesst, den Höhenversprung auf. Die dadurch geschaffene Ebene ist Ort der Bestattungen. Die Urnen werden dabei in grosse Natursteinplatten eingelassen und mit einer kleinen Platte, die eine Einschrift tragen kann, verschlossen. Diese Steinplatten werden auf der ebenen Fläche platziert und übereinandergestapelt. So entsteht über die Jahre eine neue, künstliche Topografie aus Steinplatten, die mit Moos und später auch mit Bäumen des naheliegenden Waldes überwachsen werden.
Die Grabplatten bleiben dabei für die Ewigkeit an diesem Ort verankert und bilden die Basis für eine neue Waldlandschaft. So führt der Akt des Grabens und Begrabens in paradoxer Poesie zur Schaffung einer neuen Topografie.

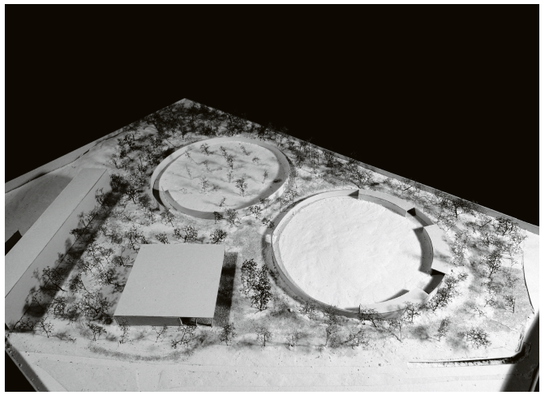


Position ‹Thalwil› – Oktober 2015 – Nr. 7

Wald und Lichtung X

Zwei kreisförmige Lichtungen, zwei Gestaltungen, zwei Ausrichtungen, eine Nutzung. Es sind beides Bestattungsbereiche: einmal für Atheisten, einmal für Christen. Dazwischen, versöhnend und verbindend – und religionsneutral: Wald.

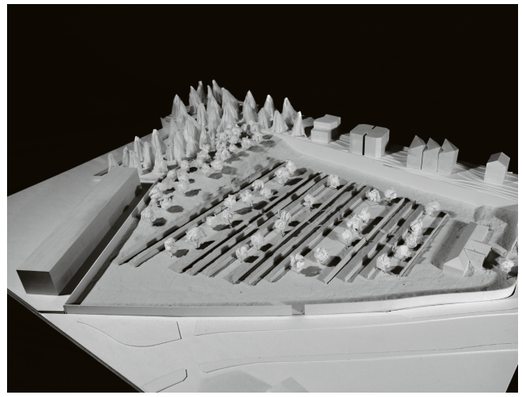
Drei starke Geometrien dominieren den Friedhofsentwurf: zwei kreisförmige Bestattungshöfe und eine quadratische Abdankungshalle. Dazwischen erstreckt sich ein lockerer Eichenwald. Durch diesen Zwischenraum ziehen sich zahlreiche Wege, welche den Friedhof als Park erlebbar machen, ohne dass man direkt die Bestattungsbereiche betritt. Die Grenze zwischen Friedhof und Umgebung verläuft daher fliessend. Die Bestattungsbereiche können so als Lichtungen im Wald gelesen werden.
Der atheistische Friedhofsteil besteht aus einer einzigen Betonwand, welche sich spiralförmig in sich selbst verschränkt. Die Spirale besteht aus zwei Radien: einem grösseren, der in einen kleineren übergeht. Der Ort der Mauerverschränkung ist der Ort des Eintritts und stellt eine sehr offene Schwellensituation dar. Auf der Hofinnenseite der gekrümmten Wand befinden sich Kolumbarien. Im Hof selbst werden als Teil der Bestattungszeremonie Birken gepflanzt, wodurch die anfängliche Lichtung bald selbst zum Wald wird. Die Asche der Verstorbenen kann hier auch lose unter den Birken verstreut werden.
Der christliche Hof besteht aus denselben Kreisradien wie sein atheistisches Gegenüber: der kleinere Kreis liegt hier jedoch exzentrisch im grösseren. Am Punkt, an dem sich die zwei Kreise berühren, befindet sich das Eingangstor. Auf der gegenüberliegenden Seite bildet sich so ein halbmondförmiger raumhaltiger Bereich, welcher die Kolumbarien beherbergt. Im kreisförmigen Zentrum befinden sich radial angeordnet die Grabplatten der Erdbestattungen.



Die letzte Stadt

Die Umfriedung wird als Stadtmauer verstanden – der letzten Stadt Schutz bietend. Im Innern wird das Mauerthema fortgesetzt indem eine Reihe linear angeordneter Backsteinmauern die Grund- und Grabstruktur des Friedhofs vorgeben.

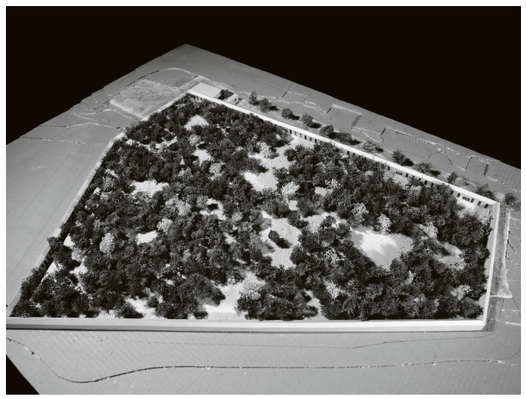
Das Gelände der Parzelle wird auf Höhe des Strassenniveaus abgetragen und verläuft neu horizontal bis an die Grundstücksgrenzen, was die Einfassung der Parzelle durch eine umlaufende Mauer ermöglicht. An der westlichen Parzellengrenze wird die Umfassungsmauer zugleich zur Stützmauer um den Höhensprung des Geländes aufzunehmen. Im Süden löst sich die Mauer zu einem steil ansteigenden Wall als Übergang zum Wald hin auf. Der Haupteingang des Friedhofs befindet sich beim ehemaligen Schiessstand, der zum Abdankungsort umgebaut wird.
Ein weiterer Zugang befindet sich mittig an der Zürcherstrasse. Die Grundstruktur des Friedhofs wird durch linear angeordnete Reihen von Backsteinmauern gebildet, die parallel zum Abdankungsgebäude ausgerichtet sind und sich fast über die gesamte Grundstücksbreite erstreck
erschliessung bildet ein Rundweg auf der Innense
Umfassungsmauer. Um im Friedhofsinnern eine Q
dung durch die Backsteinmauern zu ermöglichen,
diese an mehreren versetzt zueinander angeordne
durchbrochen. Zwischen den Mauern lockern frei
schreitbare Kirschhaine die vorherrschende Linea
Der Friedhof bietet drei Bestattungsformen Platz.
gelassene Backsteine in der Mauer definieren sch
rend dem Bau die Orte der Urnengräber, die nach
Einlegen der Urne mit steinernen Epitaphen versc
werden. Am Fusse der Mauern befinden sich Erdg
als weiterer Bestattungstypus kann die Asche im
Waldesnähe verstreut werden.



leidoskop VIII

raumhaltige Mauer als Umgang und Ort der ngräber umfasst einen mittigen Parkwald. Bei n Durchschreiten eröffnet sich dem Besucher aleidoskopartiges Licht- und Farbenspiel.

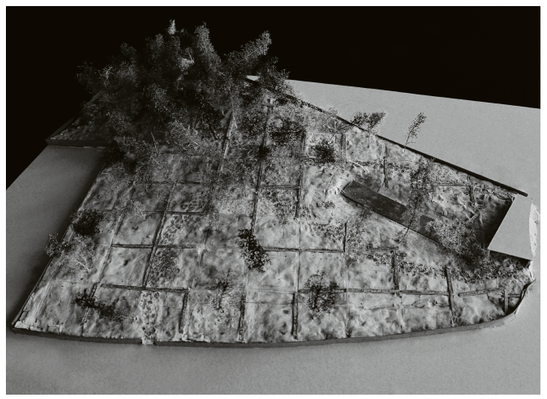
sungsmauer grenzt den Friedhof vom umliegen- er akustisch und visuell ab. Ein Weg entlang nmauer führt den Besucher von Norden her kom- südliche Parzellenende beim angrenzenden ich der Eingang zum Friedhof befindet. Über ıen Eingangshof gelangt der Besucher in den Ur- ıg im Innern der raumhaltigen Mauer. Die Schnitt- lauer orientiert sich an der einfachsten Form ses: Zwei Mauern und ein Giebeldach. Monoli- ächtbeton gegossen wird die Einfachheit der Kon- etont. Diese kleinmassstäbliche Schnittfigur ıannungsvollen Kontrast zur enormen Länge des Die Urnen sind in der äusseren Wand eingelas- nere Wand der Umfassungsmauer ist durch Fens- röffnungen gegliedert, die Ausblicke und Durch- len sich im Innern befindenden Parkwald eröffnen. Die Lichtungen und Wiesen des grossen Parkwaldes bieten den Besuchern Freiräume zum Spazieren und Nachdenken. Der Friedhof ist nicht auf eine spezielle Religion ausgerichtet, sondern soll vor allem Konfessionslosen die Möglichkeit bieten, sich in Urnengräbern bestatten zu lassen. Die Urnen sind als längliche, stehende Behältnisse aus Bronze konzipiert, die in die Wand eingelassen sind und diese in Längsrichtung, fast wie ein goldener Schalungsersatz, rhythmisch strukturieren. Diese bronzene Verkleidung der Innenwand vermag das einfallende Licht vielfältig zu spiegeln. Dadurch eröffnet sich dem Durchschreitenden dieser Friedhofsmauer ein sich mit jedem Schritt veränderndes Licht- und Farbenspiel, das sich entsprechend der Tages- und Jahreszeiten unterschiedlich zeigt – gleich einem Kaleidoskop, das mit jeder Bewegung ein neues Bild entstehen lässt.



Parkwald IX

Im Frieden des Waldes, geschützt unter dem Blätterdach, fern von Hektik und Stadtlärm, liegen verstreut auf der Wiese, die grauen, bemoosten Steinplatten.

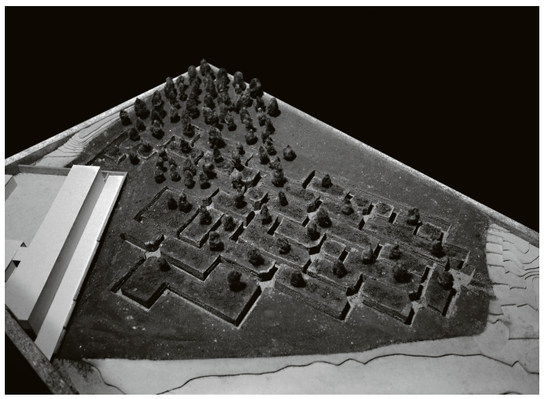
Der Friedhof liegt am Waldrand von Thalwil. Die Waldbäume dringen ins Friedhofgelände ein und gehen langsam in eine lockere Parkbepflanzung über. Der Parkwald wird von einer Backsteinmauer mit ornamentalen Öffnungen umschlossen, die einzig durch Eingänge mit Eisentoren unterbrochen wird. Der Andachtsraum ist Teil der Mauer und bildet zur Dorfstrasse hin einen überdachten Platz als Eingangssituation. Die Mauern des Andachtsraums sind ebenfalls ornamental verziert, was dem Raum eine sakrale Stimmung verleiht. Den Ruhepol der Friedhofsanlage, die vielmehr als Park verstanden wird, bildet ein Wasserspiegel, der in der Vertiefung des alten Schützengrabens angelegt wird. Geschwungene Parkwege aus Granitbruchsteinplatten gliedern den Friedhof: Zwei Wege gehen von der Dorfstrasse ab, einer von der Zürcherstrasse. Kurz vor den dichter werdenden Bäumen vereinen sie sich zu einem Weg, der in den Wald führt. Diese Parkwege werden von Findlingen gesäumt, die als Sitzgelegenheit dienen. Ein feineres Netz von orthogonalen Wegen legt sich über diese geschwungenen Hauptwege. Sie gliedern den Perimeter in einzelne Felder, in denen die Grabsteine in einem Raster angeordnet sind. Die orthogonalen Wege entwickeln sich ausgehend von den Parkwegen parallel mit dem wachsenden Bedarf an Grabfeldern. Die Grabsteine sind in den Boden eingelassene quadratische Granitplatten, die allmählich vermoosen. So wird der Friedhof in der Wahrnehmung im Laufe der Zeit immer mehr zum Parkwald.



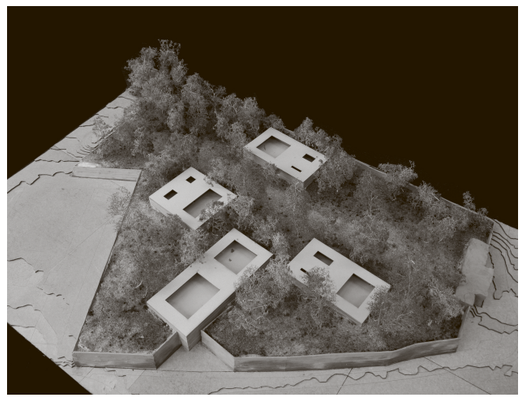
Orbis XII

Betritt man den Friedhof taucht man langsam ein ins Erdreich. Mit dem Verlassen des gewohnten Stadtniveaus durchschreitet man auch eine spirituelle Schwelle und findet sich an einem Ort der Ruhe und Stille wieder, dessen Dach der Himmel ist.

Die Stadt der Toten wächst mit ihren Einwohnern. Unterirdische Gänge fressen sich allmählich ins Gelände, wachsen und verästeln sich. In den Lehmwänden dieser Gassen finden die Toten in Urnengräbern ihre letzte Ruhestätte. Der Friedhof wird somit als fortschreitender Prozess gedacht. Seine Formgebung unterliegt einer Wachstumsstruktur, für welche zehn Grundregeln vorgegeben werden:
1. Es gibt 10 verschiedene Läufe der Gänge, die alle beim Eingangsplatz, der sich am Standort des ehemaligen Schützenhauses befindet, ihren Anfang haben.
2. Ihr Mindestabstand zur Parzellengrenze beträgt 6m.
3. Die Länge sind unterteilt in 9 Lauflängen.
4. Die Lauflängen betragen 10, 20 und 30m.
5. Nach 10m Lauflänge ist jeweils eine Gangbreite in der Wand von Urnennischen freizuhalten um weitere Verzweigungen der Gänge zu ermöglichen.
6. Die Laufbreiten der Gänge betragen 1.5, 2 und 2,5m.
7. Nach einer Lauflänge kann die nächste Länge in gleicher Richtung oder 90 Grad dazu verlaufen.
8. Ein Gang darf nicht zwei Kreuzungen verbinden, in welche je vier Gänge münden.
9. Die Läufe dürfen nie Richtung Eingang verlaufen.
10. An allen Kreuzungspunkten, an denen vier Gänge zusammenkommen, wird ein Platz ausgebildet.
So wie unterirdisch der Friedhof in Richtung Wald wächst, so breitet sich dieser in entgegengesetzter Richtung aus und verreinnahmt das Dach der Stadt der Toten, auf dem die Möglichkeit für anonyme Bestattungen besteht.



Grabhäuser im Wald X

Monolithische Grabhäuser stehen wie Ruinen im Wald und erinnern an eine vergangene Zeit. Als niedrige Schwelle beginnend entwächst dem Wald boden eine Friedhofsmauer, die sich der Höhenlinie folgend zur Strasse hin als massive Stadtmauer erhebt

Die ehemalige Schützenwiese am Waldrand von Thalwil wird durch eine Friedhofsmauer aus gestampftem Ortsbeton gerahmt. Der Thalwiler Wald breitet sich auf dem Areal aus und wird mit lokalen Bäumen ergänzt, die auf den spezifischen Charakter des Ortes referenzieren. In diesem neuen Waldstück befinden sich die Grabhäuser. Der Friedhof bietet so eine Doppelnutzung als Bestattungsort einerseits, andererseits als Park und Erholungsraum mit Zugang zum Thalwiler Wald.
Die eigentliche Friedhofserweiterung teilt sich auf vier Grabhäuser auf. In ihrer monolithischen Gestalt aus Stampflehm zeichnen sie eine scharfkantige aus der Erde herausgepresste Form nach. Die geschlossenen Körper werden nur von eingeschnittenen Zugängen durchbrochen. Über diese sekundäre Schwelle in Form von Treppenstufen w
sucher ins Grabhaus geführt. Im Innern befinden s
jeweils zwei bis drei Kolumbariumshöfe. Die darin
den ausgestalteten Hoftypen schaffen eine Identi
auch Orientierung im Grabhaus. Die Nischengräbe
fünf Ebenen angeordnet und erscheinen wie Fens
Haus. Sie können mit Bildern der Verstorbenen un
geschmückt werden. Der ‹Fenstersims› bietet den
bliebenen Raum für persönlichen Grabschmuck. S
letztlich nicht nur jedes Grabhaus durch die unter
che Gestaltung im Innern zum spezifischen Ort im
zu werden, sondern auch jedes Urnengrab wird zu
duellen Erinnerungsort.